

Arbeitsgemeinschaft Alters- und Pflegeheimleitung lud zur Jahrestagung nach St. Gallen ein : Zukunft der Heime : Heime der Zukunft

Autor(en): **Ritter, Erika**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **67 (1996)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Arbeitsgemeinschaft Alters- und Pflegeheimleitung lud zur Jahrestagung nach St. Gallen ein

ZUKUNFT DER HEIME HEIME DER ZUKUNFT

Von Erika Ritter

Zukunft der Heime – Heime der Zukunft. Zum Doppeltitel der diesjährigen St. Galler Tagung liesse sich sehr wohl ein grosses Fragezeichen setzen, ein Fragezeichen, das für viele Heimleitungen bereits ganz konkret im (Alltags-)Raum steht und somit unmittelbare Motivation zum Tagungsbesuch bildete. Trotzdem wurden die Organisatoren vom Grossandrang in St. Gallen überrascht, war doch das Auditorium der Hochschule mit gegen 300 Anwesenden mehr als bis zum letzten Platz besetzt, und zahlreiche späte Anmelder und Anmelderrinnen hatten eine Absage erhalten. Leider kann trotz der grossen Nachfrage nicht an eine Zweitaufgabe der Tagung gedacht werden, vor allem wegen Termenschwierigkeiten mit den anwesenden kompetenten Referenten, deren Fachwissen sicher einen weiteren Magnet bildete, um nach St. Gallen zu reisen. Die Anwesenden wurden denn auch nicht enttäuscht: das Programm bot Vieles, und noch mehr wäre eingeplant gewesen, wenn nicht zum Schluss die nötige Zeit gefehlt hätte, so dass das vorgesehene Podiumsgespräch ganz wegfallen musste. Als Tagungsleiter amtierte Hans Hurter, VESKA.

Bereits die Einladung hatte das Problem auf den Punkt gebracht: *Noch vor wenigen Jahren hätte der Titel der diesjährigen St. Galler-Tagung der Arbeitsgemeinschaft Alters- und Pflegeheimleitungen höchstens Kopfschütteln verursacht. Der Heim-Markt boomte, und die Nachfrage schien angesichts der kontinuierlichen Zunahme der älteren Bevölkerung endlos weiter zu wachsen.*

Und heute?

Was ist geschehen? Wie läuft der Trend?

Antworten auf diese Fragen sind im ersten Teil der Tagung vorgesehen. Entscheidend für die Zukunft unserer Heime wird jedoch sein, wie rasch sich die verantwortlichen Heimleitungen an die zukünftige Entwicklung der Nachfrage anpassen können, neue Bedürfnisse rasch erkennen und entsprechende Dienstleistungen anbieten. Die demographische Entwicklung bleibt für unsere Branche günstig. Wer heute richtig entscheidet, wird auch morgen erfolgreich dabei sein.

Damit waren Heimleitungen, Behörden, Spitex-Organisationen, die offene Altershilfe und Sozialberater angesprochen mit dem Tagungsziel, Hilfe zu leisten: *Entwicklungen im voraus erkennen und im eigenen Betrieb umsetzen können, als Frühwarner wirken, agieren statt reagieren.*

Im Namen der Organisatoren eröffnete Kurt Friedli, Präsident der Arbeitsgemeinschaft, die Tagung und führte aus:

Im Namen der organisierenden Arbeitsgemeinschaft Alters- und Pflegeheimleitungen (Heimverband Schweiz/Pro Senectute Schweiz/Veska und VCI) heisse ich Sie zur Jahrestagung 1996 herzlich willkommen.

Sie konnten bereits der Ausschreibung entnehmen, dass das heutige Thema noch vor einiger Zeit wohl keine so grosse Beteiligung nach sich gezogen hätte.

Die Zeit hat Veränderungen mit sich gebracht, den Alters- und Pflegeheimen weht ein eisigerer Wind entgegen! Nachdem wir in den vergangenen Jahren lediglich mit einigen kleineren Störungen konfrontiert wurden, scheint sich nun ein fast stationäres Tief etabliert zu haben. Die schweizerische Heimlandschaft wurde gerade in letzter Zeit von heftigen Sturmböen überrascht, was zu einigen Behinderungen, zum Teil Rückschritten und vereinzelt Schlamm(schlacht)schäden führte. Ob wir wohl zu wenig gewappnet oder vorsichtig waren respektive zu lange das kumulative Hoch genossen haben?

Antworten auf diese Fragen, wie und was wir eventuell versäumt haben und was für die Zukunft vorzukehren ist, damit wir allen Winden trotzen können, sollen uns die vielseitigen Vorträge

mit sehr kompetenten Referentinnen und Referenten geben.

Ich danke Ihnen für das grosse Interesse und bin überzeugt, dass wir nicht zuletzt mit und Dank der heutigen Zusammenkunft die Herausforderungen für die Zukunft annehmen werden. Vieles ist im Umbruch, einige Weichen sind bereits gestellt und die heutige Tagung wird uns mit Bestimmtheit Denk- und weitere Anstösse geben, damit wir unseren (auch) zukünftigen Bewohnern, zu welchen eventuell auch wir gehören, vollumfänglich gerecht werden können.

Szenarien für die nächsten 10 Jahre

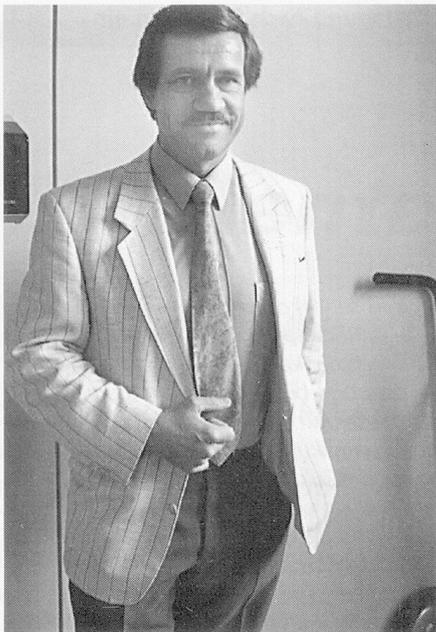
So begann die Auseinandersetzung mit dem Thema dann mit der Erläuterung und Erörterung von grundsätzlichen Fragen zur Entwicklung, zum... «etwas chaotischen Umbruch in der Heimwelt», wie Tagungsleiter Hans Hurter ausführte. Logisch daher, dass als erster Referent – in der fast zu grossen Menge der Dozenten und Dozentinnen – der Soziologe das Wort ergriff mit demographischen Erläuterungen. Prof. Dr. François Höpflinger vom Soziologischen Institut der Universität Zürich, Projektleiter beim Nationalforschungsprogramm NFP 32, das Alter, führte unter anderem aus:

Ein wesentlicher Teil der aktuellen Diskussion zur demographischen Alterung unterliegt Missverständnissen und sozialpolitischen Einseitigkeiten. So wird nicht selten verkannt, dass die demographische Alterung primär durch den Geburtenrückgang, und weniger durch die Erhöhung der Lebenserwartung bedingt ist. Demographische Alterung ist sozusagen die «Bremsspur» eines Geburtenrückganges, und ein rascher Geburtenrückgang ist notwendig, um das enorme Wachstum der Weltbevölkerung aufzuhalten. Demographische Alterung ist im Grunde genommen die Lösung des Problems (Bevölkerungsexplosion), und nicht das Hauptproblem.

Doch:

«Wie viele Alte sind genug?»

lautete der Titel seines Vortrages und Höpflinger betonte, dass sich diese



Zufrieden, nachdenklich, skeptisch: Kurt Friedli, Präsident der Arbeitsgemeinschaft; Dr. Stéphanie Mörkofer-Zwez, Gesundheitsdirektorin des Kantons Aargau; François Huber, Sektionschef beim Bundesamt für Sozialversicherung, im Gespräch mit Dr. Albert Wettstein, Chefarzt beim Städtärztlichen Dienst Zürich.

Frage auf Grund von gemachten Feststellungen vereinfacht beantworten lasse: «Nur eine hohe Zahl alter Menschen zeugt von hoher Lebensqualität. Das Grundproblem sind nicht zu viele ältere Menschen, sondern zu viele veraltete und falsche Ideen zum Alter». (Die Ausführungen von Dr. François Höpflinger werden in der Fachzeitschrift Heim vom November abgedruckt.)

Doch welche Thesen und Konsequenzen liessen sich nun aus Höpflingers Entwicklungsdaten und Trends ableiten? Welche Zukunft sollen wir folglich den Heimen geben?

«Die Heime als Notnagel, wenn Spitex am Ende ist und die Angehörigen auch nicht mehr können?», fragte sich als Folgereferent Dr. Urs Kalbermatten, zuständig für Personal und Ausbildung bei Pro Senectute Schweiz, Zürich. Er befasste sich mit dem Thema

«Neue Alte, neue Familien, neue Beziehungsformen»

und stellte 12 Thesen in den Raum. Dabei ging er davon aus, dass Alters- und Pflegeheime eine alternative Wohnform darstellen, die sich durch eine spezifische Dienstleistungspalette auszeichnet und betonte: *Anstelle der Vorstellung von Heimen als auswegslose Endstationen, in die niemand gerne eintritt, müssen sich Heime von ihren Stärken und neuen Entwicklungen her positionieren. Gegenüber potentiellen Kunden liesse sich das Angebot der Heime zum Beispiel charakterisieren durch;*

- umfassende, bedürfnisgerechte Angebote

- örtliche Konzentration verschiedenster Dienstleistungen
- soziales Beziehungsgeflecht, soziale Wohnform
- verschiedene Sicherheiten
- hohe Dienstleistungsstandards
- Pflegeangebote
- Offenheit

Heime haben eine Zukunft. Aber ich frage mich nicht, wie werden die Heime der Zukunft aussehen, sondern: Wie wollen wir die Heime der Zukunft gestalten? Ich möchte diese aktive Komponente hervorheben. Damit will ich betonen, dass sich die Heimlandschaft nicht fremdbestimmen lassen soll.

Mögliche zukünftige Veränderungen werden von zwei Seiten angegangen:
 a) von der individuellen Seite des Individuums und unsere Bilder vom Alter
 b) von zu erwarteten Veränderungen der Familien- und Beziehungsformen.

Kalbermatten ging dann von mindestens vier verschiedenen Lebensstilen aus, die sich laut einer Studie in Deutschland bei der Gruppe der Senioren ausmachen liessen wie, die pflichtbewussten häuslichen Älteren (31 Prozent), die aktiven, «neuen» Alten (25 Prozent), die sicherheits- und gemeinschaftsorientierten Älteren (29 Prozent) und die resignierten Älteren (15 Prozent). Die Darstellung zeigt somit eine grosse Bandbreite von Lebensstilen, die nicht unabhängig sind von materiellen Gegebenheiten. Kalbermatten: «Mit anderen Worten: bei den Senioren ist genauso wie in der übrigen Bevölkerung mit ganz verschiedenen

Lebensstilen zu rechnen. Den «neuen» Senioren wird es nicht geben.»

Er stellte die folgenden Thesen auf:

1. Die «neuen» Alten unterscheiden sich in ihren Bedürfnissen nicht mehr von der übrigen Generation.
2. Profis müssen ihre Altersbilder und ihre Erwartungen vom Alter verändern.
3. Selbst- und Mitbestimmung wird ein zentrales Anliegen der Senioren sein.
4. Aktivität, Mobilität und Freiheit spielen in der Gesellschaft eine grosse Rolle. Folglich werden auch Senioren sich daran orientieren.
5. Heime müssen offene Systeme werden.
6. Überaltete Strukturen müssen aufgebrochen werden.
7. Der Heimeintritt der Zukunft geschieht nicht mehr als Notlösung, sondern als freie Wahl eines Dienstleistungspaketes und als gewünschte Lebensform.
8. Innerfamiliäre Beziehungen erhalten eine besondere Beziehungsqualität.
9. Der gesellschaftliche Druck, Angehörige auf jeden Fall zu versorgen und zu pflegen, schwindet.
10. Die soziale, familiäre Verantwortung fällt auf weniger Schultern.
11. Ausserfamiliäre Beziehungen werden in Zukunft eine grössere Rolle spielen.
12. Der Ausbau der Dienstleistungen der Altersarbeit durch den Sozialstaat wird gebremst.

Dadurch ergeben sich für Kalbermatten Konsequenzen für die Arbeit mit älteren Menschen:

- Partnerschaftliches Arbeiten mit den Klienten.
- Die Klienten werden in Planung, Entscheidungsprozesse und Durchführung von Dienstleistungen mit einbezogen.
- Sozialmanagement: Angehörige und Bezugspersonen müssen zielbewusst integriert werden. Sie müssen darauf aufmerksam gemacht werden, was von ihnen erwartet wird und was ihre Möglichkeiten in der Mitbetreuung sind.
- Das Dienstleistungspaket der Heime muss so gestaltet werden, dass ein Anreiz zum Heimeintritt besteht.
- Durch geregelte und gelebte Mitsprache der Senioren sowie offenere Strukturen können die häufigsten Vorbehalte gegen das Heim (Verlust der Freiheit und Selbstbestimmung) entkräftet werden.
Die Heimszene muss geschlossener auftreten und in Interaktion mit Seniorenorganisationen und anderen Kreisen der Bevölkerung treten, damit sich ein positives Bild vom Alters- und Pflegeheim entwickeln kann.

Ambulante und stationäre Angebote: Wie sieht der Mix aus?

Was heisst denn «altern» überhaupt? Was brauchen wir demnach für Angebote im ambulanten wie im stationären Bereich? Mit diesen Fragen setzte sich PD Dr. Albert Wettstein, Chefarzt Stadtärztlicher Dienst Zürich, auseinander und stützte sich bei der Beantwortung der Frage nicht auf ideologische Überzeugungen und Gefühle, sondern auf die Resultate gerontologischer Forschung. Wettstein stellte empirische Be-

funde über das Alter an den Anfang und nahm einleitend die veralteten Alterstheorien aufs Korn. Er zeigte dabei auf, dass, je länger jemand selbständig bleibt, desto kürzer die Abhängigkeit in Jahren wird und stellte fest:

Erfolgreiches Altern bedeutet nicht, keine Probleme, keine Altersveränderungen zu erfahren oder einfach nicht zu altern. Im Gegenteil: erfolgreich altern bedeutet, Ziele anzustreben und dabei sowohl Stärken als auch Schwächen des Alterns anzuerkennen. Es gibt viele Risiken für Abhängigkeit und viele Strategien, die je nach individueller Situation erfolgversprechend sind. Es bestehen Schutzfaktoren, die vor Abhängigkeit schützen:

1. Hohe Reserven
 - mental
 - emotional
 - körperlich
 - sozial
 - finanziell
2. Erhöhen der Reservekapazität durch
 - Bildungsmassnahmen
 - Pflege des sozialen Netzes
 - Körperliches Training
 - Gesunde Ernährung
 - Aufgeben von schädigenden Lebensstilen (zum Beispiel Suchtverhalten)
3. Reserven
= mehr Ressourcen zum Meistern von Verlusten

Albert Wettstein kam in der Folge auf die Zusammenhänge zwischen ambulanter und stationärer Altersbetreuung zu sprechen und wies auf die überraschende Tatsache hin, dass Untersuchungen in der Stadt Zürich gezeigt haben, «... dass die Anzahl Heimeintritte besonders hoch war in Quartieren mit ausgebauter Spitex. Mathematisch

ausgedrückt zeigte sich statt der erwarteten negativen – eine positive Korrelation zwischen Spitexausbaugrad und Heimeintrittshäufigkeit.» Warum? Und was gibt es für Programme, um die Heimenutzung zu reduzieren (Programm EIGER, Bern, Resultat noch nicht bekannt; Beratung durch Memory-Klinik, Zürich)? Wettstein listete aber auch die aktuellen Entwicklungstrends der institutionellen Altersbetreuung auf und leitete daraus Folgerungen für die Zukunft ab. (Zusammenfassung des Referats folgt im November.)

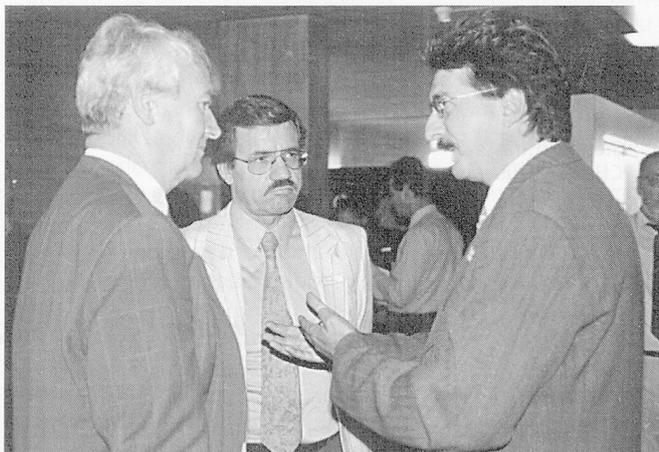
Wichtigstes Fazit für ihn:
Es gibt keine einheitlichen Betagten – und somit wird auch ein einheitliches Heim den Anforderungen nicht gerecht. Nur eine grosse Vielfalt kann dem Entscheidungsgrundsatz der Autonomie genügen. Wettstein plädierte ausdrücklich für eine Abkehr von der Objektfinanzierung. «Nötig und richtig ist Subjektfinanzierung. Weg mit allen Subventionen für die Institutionen.»

Damit waren die Finanzen angesprochen:

Sozialstaat am Ende? Wird der Sozialstaat abgeschafft?

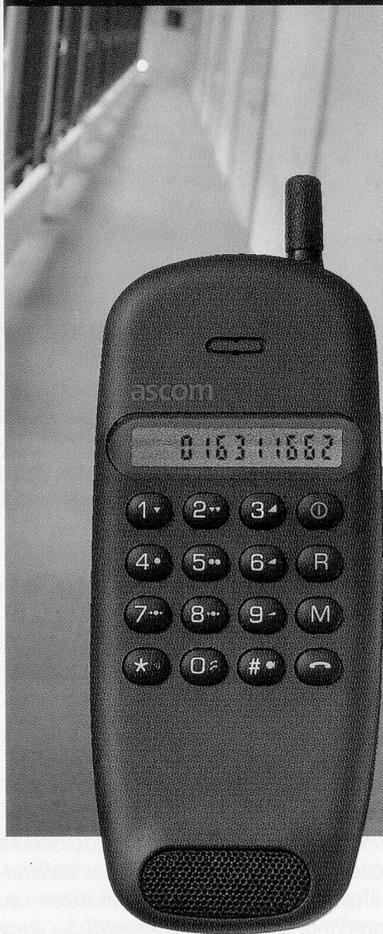
Für einige Anmerkungen zu einer problematischen Semantik war Dr. Hans-Ulrich Kneubühler von der Hochschule Luzern, besorgt. «Ich habe das zweifelhafte Vergnügen, über Finanzen zu sprechen. Ein bitterer Aperitif so kurz vor dem Mittagessen», erklärte er. «Ein Vortragsthema mit 28 Minuten Apokalypse und 2 Minuten Positivem.»

Kneubühler wies darauf hin, dass wir uns heute in der Krisen-Diskussion zum Sozialstaat befinden. «Das Tschudi-Tempo ist zu Ende», meinte er. Heute stehen ökonomische Politik gegen poli-



Im Gespräch: Dr. Marcel Sonderegger und Kurt Friedli vom VCI mit Dr. Urs Kalbermatten, Pro Senectute; Dr. Annemarie Engeli, Heimverband Schweiz, Peter Hochstrasser, VCI, Hans Hurter, VESKA, Tagungsleiter.

*Das Wichtige leicht und
effizient erledigen*



Inhouse Mobile

Lassen Sie Ihren wahren Talenten mit drahtlosen, digitalen Telefonesystemen freien Lauf! Dank individueller Erreichbarkeit im Unternehmen arbeiten Sie flexibler, effizienter und erst noch mit mehr Komfort. Sie entscheiden selbst, wie, wann und wo Sie erreichbar sein wollen und können.

Profitieren Sie von Inhouse Mobile, den flexiblen Kommunikationslösungen von Ascom.

Wir beraten Sie gerne.

Ascom Telematic AG

Stettbachstrasse 6
CH-8600 Dübendorf
Telefon +41 1 631 11 11
Telefax +41 1 631 23 29

Bolligenstrasse 56
CH-3000 Bern 22
Telefon +41 31 999 92 01
Telefax +41 31 999 92 99

ascom *Kommunikationslösungen für Ihren Erfolg*



Der/die Nächste bitte: Zuhörer und Zuhörerinnen im übervollen Auditorium warten auf die weiteren Ausführungen zum Thema: Haben Heime eine Zukunft, und was für eine? Fotos Erika Ritter

tisierte Ökonomie. Was heisst das? Ökonomische Politik ist marktfixiert. Für sie sind die Grenzen des Wohlfahrtsstaates überschritten, der soziale Frieden und damit die Wettbewerbsfähigkeit gefährdet. Ökonomische Politik tendiert auf ein Rückgängigmachen von Wohlfahrtsprogrammen hin. Politisierte Ökonomie dagegen ist staatsfixiert und postuliert einen weiteren Ausbau des Sozialstaates. Für sie ermöglicht der soziale Friede erst die Wettbewerbsfähigkeit. Entscheidend ist ein weiterer Ausbau oder zumindest ein Halten des Status quo bei den Wohlfahrtsprogrammen. Diese zwei Pole haben sich deutlich herausgestellt und in der Diskussion fixiert, was zu einer Stagnation führt respektive geführt hat. «Man diskutiert und meint unfruchtbare Gegensätze, die sich gegenseitig blockieren.» Kneubühler formulierte die folgenden Kernthesen.

- Polarisierter Diskurs, damit polarisierte «Realität»; zwei Standpunkte blockieren sich gegenseitig: ökonomisierte Politik und politisierte Ökonomie.
- Diese Polarisierung führt in eine Stagnation; die derzeitige Diskussion ist unfruchtbar, interventionistisch, technokratisch und punktuell; sie historisiert die Gegenwart und politisiert die Vergangenheit; sie suggeriert Konflikte des «Entweder-Oder» anstelle der Konflikte des «Mehr oder weniger»; sie löst Angst aus, indem sie die Zukunft des Sozialstaates als grundsätzlich offen darstellt; sie kann endlos weitergeführt werden.
- Notwendig wäre stattdessen ein strategischer Diskurs, der die Probleme des Sozialstaates (Säulenkonzeption, Kausalorientierung, Hyperkomplexität, Effizienzverluste, demographische Blindheit) und damit den Reformbedarf weniger als Sach-

zwänge, sondern vielmehr als Probleme des Basiskonsenses versteht. Ein solcher strategischer (politischer) Diskurs hätte auf der Basis der «Sicherung der Sicherung» zu erfolgen. Eine solche Strategie ist sinnvoll und möglich, muss allerdings gewissen Kriterien entsprechen.

- Entscheidend für das Gelingen einer solchen Reformdiskussion ist allerdings, dass deutlich gemacht werden kann, dass Systeme sozialer Sicherung (wie die AHV und IV) in ihrem Kern weniger eine Frage von Rechnungen, sondern vielmehr eine Frage von Haltungen sind. Eine einflussreiche verstärkte Rationalität mit Prognosen hätte diesem angesprochenen Werteaspekt vermehrt Rechnung zu tragen.

Szenarien:

Optimistische Variante:

Basiskonsens (► «neuer Generationenvertrag», «neuer Gesellschaftsvertrag»); Reformen; vermehrte Finanzierung aus allgemeinen Steuermitteln

Pessimistische Variante:

Stagnationskonflikt geht weiter; punktuelle Interventionen unter dem Druck von «Sachzwängen» nach politischen Opportunitätskriterien (Rentenalter, Bedarfprinzip, andere punktuelle Kürzungen usw.)

Er forderte eine Neuformulierung der Sozialpolitik vor dem Hintergrund

- Kontinuität von Veränderungen
- Begrenzen von Veränderungen
- gerechte Verteilung der Anpassungskosten
- interpersonelle Verteilungsgerechtigkeit.

«Warum für die AHV zum Beispiel nicht einfach 8 Prozent aus dem Bruttosozialprodukt? ... Politiker und Institutions-

Träger sind ebenso gefordert wie die Heimleitungen. Aber vergessen wir nicht: wir sprechen primär von Menschen und ihren Familien sowie vom Pflegepersonal und seiner schwierigen Situation.» Seiner Meinung nach wird wohl das Altersheim durch andere Lebensformen ersetzt – nicht aber das Pflegeheim, eine Feststellung die in sämtlichen Referaten des Tages zum Ausdruck kam. «...und der Staat soll sich auch nicht vollständig zurückziehen. Altersbetreuung und -pflege lässt sich nicht vollständig privatisieren.»

Damit war der Staat angesprochen, Einstiegsthema für den Nachmittag nach einer (zu kurzen) Erholungspause und einigen Sonnenstrahlen auf der Terrasse der Hochschule.

Strategien für die Zukunft

Der Einstieg ins nachmittägliche Programm erfolgte durch Regierungsrätin Dr. Stéphanie Mörikofer-Zwez, Gesundheitsdirektorin des Kantons Aargau. «Die Betreuung von schwer Pflegeabhängigen ist in erster Linie ein menschliches Problem, für die Familie, für das Pflegepersonal. Die Kosten für die Betreuung sind eine Belastung für Familie und Allgemeinheit. Das macht ein Nachdenken über Finanzierungsmöglichkeiten legitim, aber auch das Nachdenken über eine Optimierung der Kosten/Leistungsverhältnisse (auch für den menschlichen Bereich).» Stéphanie Mörikofer präsentierte in ihren Ausführungen

Strategien für die Betreuung und die Finanzierung.

Anhand von Zahlen verwies sie nochmals auf das Gegenwartsbild im Bereich Betagtenbetreuung und betonte, dass sich wohl eine Zunahme des Bettenbedarfs allein für Altersdemente

Top-Technik, mit der Sie immer auf Nr. Sicher gehen

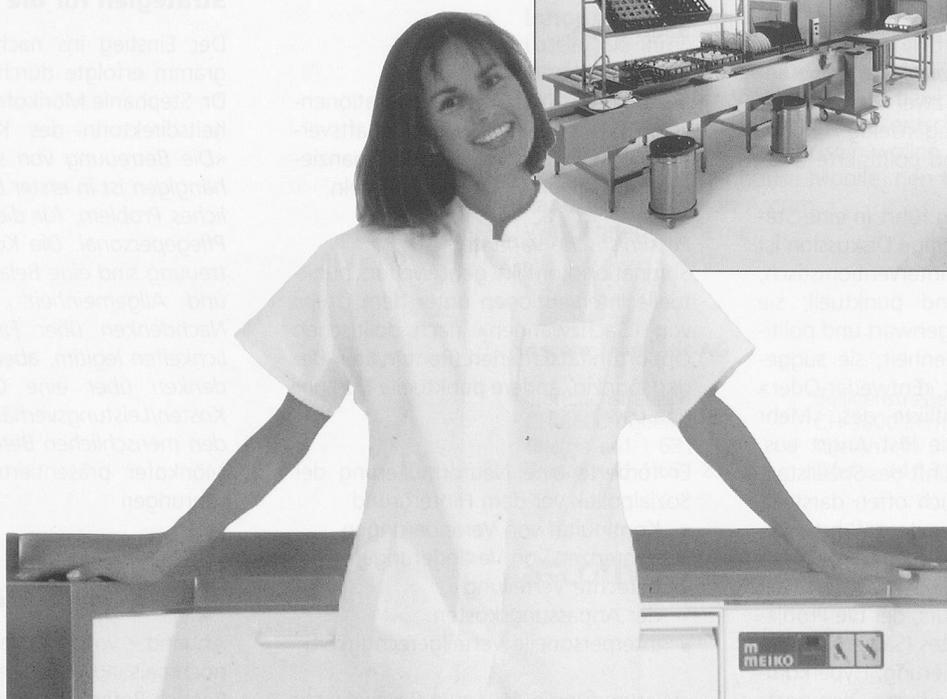
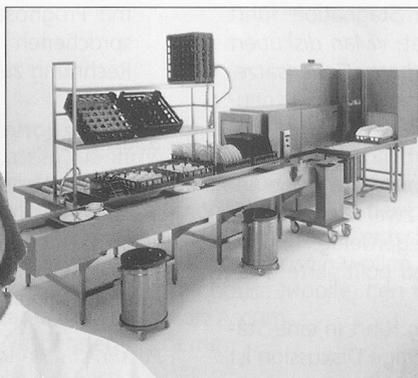


Die Aufgabenbereiche sind sehr unterschiedlich. Die Ziele sind die gleichen:

Sauberkeit - Sicherheit - Hygiene

- ob höchste hygienische Anforderungen beim Reinigen und Desinfizieren von Pflegegeschirren erfüllt werden müssen
- ob das Geschirr in der Zentral- oder Stationsküche rationell und hygienisch sicher gespült werden muß:

MEIKO bietet Ihnen die richtigen Produkte, die passenden Konzepte und die maßgeschneiderten Lösungen für jedes Problem. Kompetent. Praxisgerecht. Zukunftsorientiert.



um zirka 50 Prozent bis ins Jahr 2010 ergeben wird. Aber: die hohe Variabilität des Bettenbedarfs je nach Wirtschaftslage eine Rolle spielt und bei der Bedarfsplanung die Umwandlung von Altersheimbetten in Pflegebetten zu beachten ist. Mörkofer fragte sich, wo sich denn Kosten einsparen lassen, ohne die menschliche und pflegerische Qualität zu beeinträchtigen und hielt dazu fest:

Von zentraler Bedeutung bei der Beantwortung dieser Frage ist die Förderung der Pflege in der eigenen Wohnung bzw. in der Familie. Dies bedeutet, dass der Staat anstatt immer neue Pflegeplätze zur Verfügung zu stellen – vor allem Unterstützungsangebote für die Pflege zu Hause bereit stellen sollte:

1. Spitex

- *Ziel: Unabhängigkeit der Benützerinnen und Benutzer sollen im Rahmen ihrer Möglichkeiten erhalten, gefördert oder wieder hergestellt werden.*
- *Angebot umfasst: Haushalthilfe, Hauspflege, Gemeindefrankenpflege; das soziale Netz der Betroffenen (Angehörige, Freunde, Nachbarn) muss bei der Pflege unterstützt, ergänzt und entlastet werden.*
- *Vorteile: Spitalaufenthalte können verkürzt werden, weil fachliche Pflege durch Spitex auch daheim möglich ist. Hinausschieben/Vermeiden von Aufhalten in Kranken- oder Pflegeheimen*
- *Kriterium für die Wirtschaftlichkeit: Anteil des Betreuungs- und Pflegeaufwandes in 24 Stunden; je höher der Aufwand an kontinuierlicher Pflege und Betreuung ist, desto eher stösst Pflege und Betreuung an die Grenzen der Wirtschaftlichkeit. Die Grenze zwischen Spitex und Spitin liegt (volkswirtschaftlich gesehen) bei 3 bis 4 Stunden pro Tag; aus der Sicht der Krankenkassen bei 1 bis 2 Stunden pro Tag.*

2. Tagesbetreuung/Ferienbetten

- *Ergänzung von Spitex: Es ist wichtig, dass die Angehörigen von Anfang an regelmässig bei der Betreuungsarbeit unterstützt und entlastet werden; so übernehmen sie über längere Zeit diese Aufgaben und brechen nicht plötzlich ab.*
- *Übergangsformen zu Spitin: Nötig sind bedarfsangepasste Zwischenformen, welche die Vorteile der ambulanten zur stationären Einrichtung optimal nutzen.*

Stéphanie Mörkofer kam auch auf die Entschädigung der betreuenden Famili-

enangehörigen zu sprechen. Sie schloss ihre Ausführungen mit den Worten:

Was die Finanzierung anbelangt, so ist das heutige System der Mischfinanzierung aus meiner Sicht auch für die Zukunft tragfähig. Allerdings wird darauf zu achten sein, dass die verschiedenen Komponenten des Systems auch weiterhin ausbalanciert werden können. Dies bedingt in der heutigen Situation klare Vorgaben für die Krankenversicherungsbereiche und eine gründliche Überprüfung der Voraussetzungen für die Ausschüttung von Ergänzungsleistungen. Nicht zuletzt aber darf sich der Staat, trotz seiner grossen finanziellen Probleme nicht völlig aus der Unterstützung der Betagtenbetreuung zurückziehen. Allerdings muss diese Unterstützung bedarfsgerecht erfolgen und darf nur dort zum Einsatz kommen, wo andere Finanzierungsquellen überfordert sind.

Aus der Sicht der Heime, die teilweise heute mit Überkapazitäten kämpfen, mag es frivol erscheinen, wenn von staatlicher Seite aus Kostengründen in erster Linie der Ruf nach Förderung der Pflege in der Familie ertönt. Angesichts der unausweichlichen Zunahme der Hochbetagten und damit auch des Bedarfs an Betreuungsmöglichkeiten besteht für die bestehenden Heime aber aus meiner Sicht kein Grund zur Beunruhigung. Allerdings müssen früher geplante Aus- und Neubauten sorgfältig auf ihre Notwendigkeit hin überprüft werden damit kein Überangebot entsteht. Die zentrale Herausforderung für die Heime ist heute nicht ständiger Ausbau, sondern die Pflegequalität. Gerade weil unter Kostenaspekten die Pflege zuhause gefördert werden soll, werden die Heime mit einem zunehmenden Anteil von sehr schweren Pflegefällen zu rechnen haben, was die Bedeutung der Pflegequalität erhöht. In Anspielung auf den Titel der Tagung könnte man sagen: Die Heime der Zukunft werden sich dieser Aufgaben zu stellen haben, wenn sie als Heime ein Zukunft haben wollen.

Was der Staat tut und was er seinerseits von den Heimleitungen erwartet, damit setzte sich François Huber, Sektionschef im Bundesamt für Sozialversicherungen, auseinander. Er wies darauf hin, dass bereits heute durch Pflege und Betreuung für die Sozialversicherung Kosten von jährlich 3 Milliarden anfallen. «Wie sollen wir das ausgestalten, damit von diesen Aufwendungen nicht einfach die Erben profitieren? Nach den Ausführungen von Dr. Albert Wettstein muss der Spitex-Gedanke stark in Frage gestellt werden. Wir müssen die Karte «Spitex» richtig einsetzen. Was erhält

denn eigentlich der Betagte im Heim: Pflege oder was? Eine entscheidende Frage für die Partner bei der Finanzierung durch EL, BSV und Krankenversicherung. Es ist ja bekannt, dass bezüglich dem neuen KVG für 1997 die Verträge noch nicht ausgehandelt sind.» Und doch sollen für die Zukunft gute Lösungen nicht abgeblockt, verhindert werden. «Wir wollen auch nicht das Falsche finanzieren: Bürostühle statt Betten, sondern vereinfachen. Heime sind nötig!» erklärte Huber. Nur sollte, seiner Meinung nach, der Bedarf mit dem heutigen Bettenbestand aufgefangen werden können. Freie Betten gilt es allenfalls umzufunktionieren. Auch sollten genügend Leerbetten zur Verfügung stehen. Huber kam dann auf die Subjektfinanzierung zu sprechen und den Leistungsvertrag der Heime mit der jeweiligen kantonalen Verwaltung. «Es darf keine Überfinanzierung der Heimbewohner geben.» Andererseits: eine 4. EL-Revision sollte jedoch dazu führen, dass Betagte nicht ihr Geld vor dem Staat verstecken.

Und was sagen die Krankenkassen? Damit beschäftigte sich Roland Loeffel, Ressortleiter Ökonomie, ARCOVITA. Löffel versuchte, die übergeordneten Grundsätze bezüglich der Heime, die Erwartungen der Kassen sowie deren Vorgehensweisen zu erläutern.

Was sagt nun der Praktiker für die Praxis?

Jules Frey, Heimleiter-Kollege mit früherer Erfahrung in der Spitex, stellte fest:

Der rüstige Senior ist nicht unser Kunde

Heime sind offene und umweltabhängige Systeme, sie leben von und in einer Umwelt, in welcher sie kaum Akzeptanz zu erwarten haben. «Das ist unsere Herausforderung, und nicht die Statistiken.» Das an der Tagung so oft angesprochene Familiengefüge hat sich verändert und zeigt kein so rosiges, romantisches Bild. Für die Zukunft der Heime aber gelte es... «den Mensch noch mehr in den Mittelpunkt zu stellen. Zusammenarbeit ist gefragt. Spitex ist kein Erzfeind, sondern eröffnet neue Klientengruppen. Das Altersheim von früher ist nicht mehr unser Ziel.» Der künftige Klient sollte fallweise betreut werden und somit ein Heimeintritt durch eine neutrale Steuerung in die Wege geleitet werden. Gerade depressiven und dementen Menschen könne das Heim etwas bieten. Doch dazu sind zumeist bauliche Veränderungen nötig, die dem Heim ein vielfältiges Angebot ermöglichen.

Heime sind weiter produktive Systeme. «Unternehmerisches Denken ist ein Gebot der Stunde.» Absolute Sicherheit in der Betriebsführung sei nicht immer das Beste, meinte Frey. Vom Staat möchte er wissen, was er machen müsse, zum Beispiel mittels eines 5-Jahres-Plans. Er erwarte seinerseits Vertrauen von seiten der Politik.

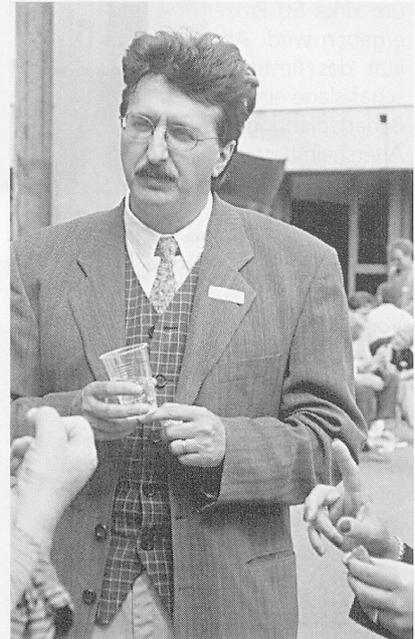
Heime sind soziale Systeme. «Tragen wir Sorge zum Personal, die menschliche Arbeit ist ein zentraler Produktionsfaktor.» Oft angesprochen: Spitex!

Was will und was bietet Spitex eigentlich?

Béatrice Mazenauer, Schweizerischer Spitexverband, Bern, oblag es, die Spitex vorzustellen. Spitex ist derzeit daran, sich als Leistungserbringer zu etablieren und die eigene Organisation zu entwickeln. «Wir wollen eine Konkurrenz sein zum Spital, wir wollen eine Konkurrenz sein zum traditionellen Altersheim, aber: wir werden keine Konkurrenz sein zum Pflegeheim», stellte sie einleitend fest. Für Spitex steht die Wirtschaftlichkeit des Einsatzes an erster Stelle, ein Einsatz, der auch sozial verkraftbar und fachlich vertretbar sein soll. «Heime stehen zu allererst selber in Konkurrenz zueinander», bemerkte sie. Spitex bietet ein flächendeckendes Angebot, das sich künftig über 24

Stunden an 365 Tagen im Jahr erstrecken soll. Mazenauer: «Der Konsument hat sich für das Altersheim verändert. Für mich persönlich würden bei einem Eintrittsentscheid nicht das Angebot, sondern meine Bedürfnisse im Zentrum der Entscheidung stehen.» Der Konsument von Spitex will zuhause bleiben. Angestrebt wird eine Zusammenarbeitsform mit dem stationären Bereich. Spitex wünschte sich aber für die künftige Entwicklung mehr Geld von den Krankenkassen und der öffentlichen Hand.

Mit den Ausführungen von Beatrice Mazenauer war ein abschliessendes Thema angesprochen: Was will ich als Kunde eigentlich? Wohl zuletzt auf dem Programm, aber doch wohl nicht zuletzt eine entscheidende Frage für die künftige Entwicklung der Heime: Was will eigentlich der Senior, die Seniorin? Antwort auf diese Frage gab in einem wirklich passenden Votum Marta Bauer-Dormann, nach Statistik Seniorin, AHV-Bezügerin, ... «aber immer noch die gleiche, gesellschaftlich interessierte Frau», wie sie betonte und was man ihr gerne glaubte. «Was heisst alt?» Alt werden, alt sein, sind relative Begriffe, persönlich gefärbt. Und die Referentin erzählt aus ihrem eigenen Lebens- und Erfahrungsschatz über das sogenannte Altwerden mit dem offiziellen Entzug der Arbeit, was eine Neuorientierung nötig machte. Sie hielt in ihren Ausführungen aber



Lasst Hände sprechen! Dr. Urs Kalbermatten im Pausen-Clinch.

auch fest: «Senioren betreuen Hochbetagte? Nein. Ich habe gearbeitet, eine Familie gehabt, Eltern betreut und stelle heute den Anspruch, endlich frei zu sein, eigene Wünsche haben zu dürfen, Zeit zu finden für mich, meine Bedürfnisse, die Enkelkinder.» Älter werden ist ein ganz individuelles Geschehen und Erleben. Mit dem Menschen im Mittelpunkt haben sich die Heime mit ihrem Angebot danach zu richten. ■

Donnerstag, 14. November 1996: 1. Europäischer Tag der Logopädie

ÜBER SPRACHE SPRECHEN

Am Donnerstag, 14. November 1996, richten in ganz Europa Logopädinnen und Logopäden eine HOT-LINE ein. Der DLV – Deutschschweizer Logopädinnen- und Logopädenverband – beteiligt sich aktiv an diesem Europäischen Tag der Logopädie.

Die Nummer der Schweizerischen HOT-LINE lautet 0848 80 70 11.

Anruferinnen und Anrufer können sich unter dieser Nummer kompetent beraten lassen über:

- Erkennen von Stimm-, Sprach- und Sprechstörungen,
- Prävention von Stimm-, Sprach- und Sprechstörungen,
- Therapie von Stimm-, Sprach- und Sprechstörungen,
- Therapiemöglichkeiten in der Umgebung, Versicherungsleistungen,
- den Beruf der Logopädin und des Logopäden, usw.

Das C.P.L.O.L. (Comité Permanent de liaison des Orthophonistes-Logopèdes de l'Union Européenne), in dem 15 nationale Berufsverbände mit rund 23 000 Logopädinnen und Logopäden zusammengeschlossen sind, organisiert am 14. November 1996 den Europäischen Tag der Logopädie.

Mehr als 370 Millionen Menschen leben heute in Europa, ungefähr 4 bis 5 % davon leiden unter Störungen der Sprache, des Sprechens und/oder der Kommunikation.

Zu den Zielsetzungen des 1. Europäischen Tages der Logopädie gehört:

- Aufzeigen und Verständnis wecken für Sprach-, Sprech- und Stimmstörungen sowie Kommunikationsstörungen bei Kindern und Erwachsenen.
- Information der Öffentlichkeit über die Aufgaben und Kompetenzen der LogopädIn,
- Interesse wecken für den Beruf der LogopädIn.

Mit zusätzlichen Aktivitäten wie «Tag der offenen Tür» werden in verschiedenen Regionen und Gemeinden der ganzen Schweiz die Logopädinnen und Logopäden ihre Arbeit vorstellen und Interessierten beratend zur Seite stehen.

Für weitere Informationen kontaktieren Sie: DLV – Deutschschweizer Logopädinnen- und Logopädenverband, Luitgardis Sonderegger-Müller, Zähringerstrasse 19, 6003 Luzern, Telefon 041/240 80 81.